

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 173. Bromberg, den 1. August 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(11. Fortsetzung.)

So war Lizzi, die übrigens zu weiterer Genugtuung der Mutter einen Herzmund hatte. Freilich, die zwei blanken Vorderzähne waren immer noch nicht sichtbar genug, um Helenen eine recht volle Herzensfreude gewähren zu können, und so wandten sich ihre mütterlichen Sorgen auch in diesem Augenblick wieder der ihr so wichtigen Zahnfrage zu, weil sie davon ausging, daß es hier dem von der Natur so glücklich gegebenen Material bis dahin nur an der rechten erziehlichen Aufmerksamkeit gefehlt habe. „Du kneifst wieder die Lippen so zusammen, Lizzi; das darf nicht sein. Es sieht besser aus, wenn der Mund sich halb öffnet, fast so wie zum Sprechen. Fräulein Wulsten, ich möchte Sie doch bitten, auf diese Kleinigkeit, die keine Kleinigkeit ist, mehr achten zu wollen ... Wie steht es denn mit dem Geburtstagsgedicht?"

„Lizzi gibt sich die größte Mühe."

„Nun, dann will ich dir deinen Wunsch auch erfüllen, Lizzi. Lade dir die kleine Felgentreu zu heute nachmittag ein. Aber natürlich erst die Schularbeiten ... Und jetzt kannst du, wenn Fräulein Wulsten es erlaubt (diese verbeugte sich), im Garten spazierengehen, überall, wo du willst, nur nicht nach dem Hof zu, wo die Bretter über der Kalkgrube liegen. Otto, du solltest das ändern; die Bretter sind ohnehin so morsch."

Lizzi war glücklich, eine Stunde frei zu haben, und nachdem sie der Mama die Hand geküßt und noch die Warnung, sich vor der Wassertonne zu hüten, mit auf den Weg gekriegt hatte, brachen das Fräulein und Lizzi auf, und das Elternpaar blickte dem Kinde nach, das sich noch ein paarmal umsah und dankbar der Mutter zunickte.

„Eigentlich", sagte diese, „hätte ich Lizzi gern hier behalten und eine Seite Englisch mit ihr gelesen; die Wulsten versteht es nicht und hat eine erbärmliche Aussprache, so low, so vulgar. Aber ich bin gezwungen, es bis morgen zu lassen, denn wir müssen das Gespräch zu Ende bringen. Ich sage nicht gern etwas gegen deine Eltern, denn ich weiß, daß es sich nicht schickt, und weiß auch, daß es dich bei deinem eigentümlich starren Charakter (Otto lächelte) nur noch in dieser deiner Starrheit bestärken wird; aber man darf diese Schicklichkeitsfragen, ebenso wie die Klugheitsfragen, nicht über alles stellen. Und das täte ich, wenn ich länger schwiege. Die Haltung deiner Eltern ist in dieser Frage geradezu kränkend für mich und fast mehr noch für meine Familie. Denn sei mir nicht böse, Otto, aber wer sind am Ende die Treibels? Es ist mißlich, solche Dinge zu berühren, und ich würde mich hüten, es zu tun, wenn du mich nicht geradezu zwängest, zwischen unseren Familien abzuwägen."

Otto schwieg und ließ den Teelöffel auf seinem Zeigefinger balancieren, Helene aber fuhr fort: „Die Munks sind ursprünglich dänisch, und ein Zweig, wie du recht gut weißt, ist unter König Christian gegraft worden. Als Hamburgerin und Tochter einer Freien Stadt will ich nicht viel davon machen, aber es ist doch immerhin was. Und nun gar von meiner Mutter Seite! Die Thompsons sind eine Syndikatsfamilie. Du tust, als ob das nichts sei. Gut, es mag auf sich beruhen, und nur so viel möcht ich dir noch sagen dürfen, unsere Schiffe gingen schon nach Messina, als deine Mutter noch in dem Apfelsinenladen spielte, daraus dein Vater sie hervorgeholt hat. Material- und Kolonialwaren. Ihr nennt das hier auch Kaufmann ... ich sage nicht du ... aber Kaufmann und Kaufmann ist ein Unterschied."

Otto ließ aller über sich ergehen und sah den Garten hinunter, wo Lizzi Fangball spielte.

„Hast du noch überhaupt vor, Otto, auf das, was ich sage, mir zu antworten?"

„Am liebsten nein, liebe Helene. Wozu auch? Du kannst doch nicht von mir verlangen, daß ich in dieser Sache deiner Meinung bin, und wenn ich es nicht bin und das ausspreche, so reize ich dich nur noch mehr. Ich finde, daß du doch mehr forderst, als du fordern solltest. Meine Mutter ist von großer Aufmerksamkeit gegen dich und hat dir noch gestern einen Beweis davon gegeben; denn ich bezweifle sehr, daß ihr das unserem Gast zu Ehren gegebene Diner besonders zupaß kam. Du weißt außerdem, daß sie sparsam ist, wenn es nicht ihre Person gilt."

„Sparsam", lachte Helene.

„Nenn es Geiz; mir gleich. Sie läßt es aber trotzdem nie an Aufmerksamkeiten fehlen, und wenn die Geburtstage da sind, so sind auch ihre Geschenke da. Das stimmt dich aber alles nicht um, im Gegenteil, du wächst in deiner beständigen Auflehnung gegen die Mama, und das alles nur, weil sie dir durch ihre Haltung zu verstehen gibt, daß das, was Papa die „Hamburgerei" nennt, nicht das Höchste in der Welt ist, und daß der liebe Gott seine Welt nicht um der Munks willen geschaffen hat ..."

„Sprichst du das deiner Mutter nach, oder tust du von deinem Eignen noch was hinzu? Fast klingt es so; deine Stimme zittert ja beinah."

„Helene, wenn du willst, daß wir die Sache ruhig durchsprechen und alles in Billigkeit und mit Rücksicht für hüben und drüben abwägen, so darfst du nicht beständig Öl ins Feuer gießen. Du bist so gereizt gegen die Mama, weil sie deine Anspielungen nicht verstehen will und keine Miene macht, Hildegard einzuladen. Darin hast du aber unrecht. Soll das Ganze bloß etwas Geschwisterliches sein, so muß die Schwester die Schwester einladen; das ist dann eine Sache, mit der meine Mama herzlich wenig zu tun hat ..."

„Sehr schmeichelhaft für Hildegard und auch für mich.."

„... Soll aber ein anderer Plan damit verfolgt werden, und du hast mir zugestanden, daß dies der Fall ist, so muß das, so wünschenswert solche zweite Familienverbindung ganz unzweifelhaft auch für die Treibels sein würde, so muß das unter Verhältnissen geschehen, die den Charakter des Natürlichen und Ungezwungenen haben. Lädst du Hildegard ein und führt das, sagen wir einen Monat später oder zwei, zur Verlobung mit Leopold, so haben wir genau das, was ich den natürlichen und ungezwungenen Weg nenne; schreibt aber meine Mama den Einladungsbrief an Hildegard und spricht sie darin aus, wie glücklich sie sein würde, die Schwestr ihrer lieben Helene recht, recht lange bei sich zu sehen und sich des Glücks der Geschwister mitfreuen zu können, so drückt sich darin ziemlich unverblümt eine Huldigung und ein aufrichtiges Sichbemühen

um deine Schwester Hildegard aus, und das will die Firma Treibel vermeiden."

„Und das billigst du?"

„Ja."

„Nun, das ist wenigstens deutlich. Aber weil es deutlich ist, darum ist es noch nicht richtig. Alles, wenn ich dich recht verstehe, dreht sich also um die Frage, wer den ersten Schritt zu tun habe."

Otto nickte.

„Nun, wenn dem so ist, warum wollen die Treibels sich sträuben, diesen ersten Schritt zu tun? Warum, frage ich. Solange die Welt steht, ist der Bräutigam oder der Liebhaber der, der wirbt . . ."

„Gewiß, liebe Helene. Aber bis zum Werben sind wir noch nicht. Vorläufig handelt es sich noch um Einleitungen, um ein Brückenbauen, und dies Brückenbauen ist an denen, die das größere Interesse daran haben."

„Ah", lachte Helene. „Wir, die Munks . . . und das größere Interesse! Otto, das hättest du nicht sagen sollen, nicht weil es mich und meine Familie herabsetzt, sondern weil es die ganze Treibelei und dich an der Spitze mit einem Ridikül ausstattet, das dem Respekt, den die Männer doch beständig beanspruchen, nicht allzu vorteilhaft ist. Ja, Freund, du forderst mich heraus, und so will ich dir denn offen sagen, auf eurer Seite liegt Interesse, Gewinn, Ehre. Und daß ihr das empfindet, das müßt ihr eben bezeugen, dem müßt ihr einen nicht mißzuverstehenden Ausdruck geben. Das ist der erste Schritt, von dem ich gesprochen. Und da ich mal bei Bekenntnissen bin ,so laß mich dir sagen, Otto, daß diese Dinge, neben ihrer ernsten und geschäftlichen Seite, doch auch noch eine persönliche Seite haben, und daß es dir, so nehm ich vorläufig an, nicht in den Sinn kommen kann, unsere Geschwister in ihrer äußeren Erscheinung miteinander vergleichen zu wollen. Hildegard ist eine Schönheit und gleicht ganz ihrer Großmutter Elisabeth Thompson (nach der wir ja auch unsere Lizzi getauft haben) und hat den Schick einer Lady; du hast mir das selber früher zugestanden. Und nun sieh deinen Bruder Leopold! Er ist ein guter Mensch, der sich ein Reitpferd angeschafft hat, weil er's durchaus zwingen will, und schnallt sich nun jeden Morgen die Steigbügel so hoch wie ein Engländer. Aber es nutzt ihm nichts. Er ist und bleibt doch unter Durchschnitt, jedenfalls weitab vom Kavalier, und wenn Hildegard ihn nähme (ich fürchte, sie nimmt ihn nicht), so wäre das wohl der einzige Weg, noch etwas wie einen perfekten Gentleman aus ihm zu machen. Und das kannst du deiner Mama sagen."

„Ich würde vorziehen, du tätest es."

„Wenn man aus einem guten Hause stammt, vermeidet man Aussprachen und Szenen . . ."

„Und macht sie dafür dem Manne."

„Das ist etwas anderes."

„Ja", lachte Otto. Aber in seinem Lachen war etwas Melancholisches.

Leopold Treibel, der im Geschäft seines älteren Bruders tätig war, während er im elterlichen Hause wohnte, hatte sein Jahr bei den Gardedragonern abdienen wollen, war aber, wegen zu flacher Brust, nicht angenommen worden, was die ganze Familie schwer gekränkt hatte. Treibel selbst kam schließlich drüber weg, weniger die Kommerzienrätin, am wenigsten Leopold selbst, der — wie Helene bei jeder Gelegenheit und auch an diesem Morgen wieder zu betonen liebte — zur Auswetzung der Scharte wenigstens Reitstunde genommen hatte. Jeden Tag war er zwei Stunden im Sattel und machte dabei, weil er sich wirklich Mühe gab, eine ganz leidliche Figur.

Auch heute wieder, an demselben Morgen, an dem die alten und jungen Treibels ihren Streit über dasselbe gefährliche Thema führten, hatte Leopold, ohne die geringste Ahnung davon, sowohl Veranlassung wie Mittelpunkt derartiger heikler Gespräche zu sein, seinen wie gewöhnlich auf Treptow zu gerichteten Morgenausflug angetreten und ritt von der elterlichen Wohnung aus die zu so früher Stunde noch wenig belebte Köpenicker Straße hinunter, erst an seines Bruders Villa, dann an der alten Pionierkaserne vorüber. Die Kasernenuhr schlug eben sieben, als er das Schlesische Tor passierte. Wenn ihn dies Imsattelsein ohnehin schon an jedem Morgen erfreute, so besonders heut, wo die Vorgänge des voraufgegangenen Abends, am meisten aber die zwischen Mr. Nelson und Corinna geführten Gespräche, noch stark in ihm nachwirkten, so stark, daß er mit dem ihm sonst wenig verwandten Ritter Karl von Eichenhorst wohl den gemeinschaftlichen Wunsch des „Sich-Ruhe-Reitens" in seinem Busen hegen durfte. Was ihm equestrisch dabei zur Verfügung stand, war freilich nichts weniger als ein Dänenroß voll Kraft und Feuer, sondern nur ein schon lange Zeit in der Manege gehender Graditzer, dem etwas Extravagantes nicht mehr zugemutet werden konnte. Leopold ritt denn auch Schritt, so sehr er sich wünschte, davonstürmen zu können. Erst ganz allmählich fiel er in einen leichten Trab und blieb darin, bis er den Schafgraben und gleich danach den in geringer Entfernung gelegenen „Schlesischen Busch" erreicht hatte, drin am Abend vorher, wie ihm Johann noch im Moment des Abreitens erzählt hatte, wieder zwei Frauenzimmer und ein Uhrmacher beraubt worden waren. „Daß dieser Unfug auch gar kein Ende nehmen will! Schwäche, Polizeiversäumnis." Indessen bei hellem Tageslicht bedeutete das alles nicht allzuviel, weshalb Leopold in der angenehmen Lage war, sich der ringsumher schlagenden Amseln und Finken unbehindert freuen zu können. Und kaum minder genoß er, als er aus dem „Schlesischen Busche" wieder heraus war, der freien Straße, zu deren Rechten sich Saat- und Kornfelder dehnten, während zur Linken die Spree mit ihren nebenherlaufenden Parkanlagen den Weg begrenzte. Das alles war so schön, so morgenfrisch, daß er das Pferd wieder in Schritt fallen ließ. Aber freilich, so langsam er ritt, bald war er trotzdem an der Stelle, wo, vom andern Ufer her, das kleine Fährboot herüberkam, und als er anhielt, um dem Schauspiel besser zusehen zu können, trabten von der Stadt her auch schon einige Reiter auf der Chaussee heran, und ein Pferdebahnwagen glitt vorüber, drin, soviel er sehen konnte, keine Morgengäste für Treptow saßen. Das war so recht, was ihm paßte, denn sein Frühstück im Freien, was ihn dort regelmäßig erquickte, war nur noch die halbe Freude, wenn ein halb Dutzend echte Berliner um ihn herumsaßen und ihren mitgebrachten Affenpinscher über die Stühle springen oder vom Steg aus apportieren ließen. Das alles, wenn dieser leere Wagen nicht schon einen vollbesetzten Vorläufer gehabt hatte, war für heute nicht zu befürchten.

Gegen halb acht war er draußen, und einen halberwachsenen Jungen mit nur einem Arm und dem entsprechenden losen Ärmel (den er beständig in der Luft schwenkte) heranwinkend, stieg er jetzt ab und sagte, während er dem Einarmigen die Zügel gab: „Führ es unter die Linde, Fritz. Die Morgensonne sticht hier so." Der Junge tat auch, wie ihm geheißen, und Leopold seinerseits ging nun an einem von Liguster überwachsenen Staketenzaun auf den Eingang des Treptower Etablissements zu. Gott sei Dank, hier war alles wie gewünscht, sämtliche Tische leer, die Stühle umgekippt und auch von Kellnern niemand da als sein Freund Mützell, ein auf sich haltender Mann von Mitte der Vierzig, der schon in den Vormittagsstunden einen beinahe fleckenlosen Frack trug und die Trinkgelderfrage mit einer erstaunlichen, übrigens von Leopold (der immer sehr splendid war) nie herausgeforderten Gentilezza behandelte. „Sehen Sie, Herr Treibel", so waren, als das Gespräch einmal in dieser Richtung lief, seine Worte gewesen, „die meisten wollen nicht recht und streiten einem auch noch was ab, besonders die Damens, aber viele sind auch wieder gut und manche sogar sehr gut und wissen, daß man von einer Zigarre nicht leben kann und die Frau zu Hause mit ihren drei Kindern erst recht nicht. Und sehen Sie, Herr Treibel, die geben, und besonders die kleinen Leute. Da war erst gestern wieder einer hier, der schob mir aus Versehen ein Fünfzigpfennigstück zu, weil er's für einen Zehner hielt, und als ich's ihm sagte, nahm er's nicht wieder und sagte bloß: „Das hat so sein sollen, Freund und Kupferstecher; mitunter fällt Ostern und Pfingsten auf einen Dag.""

Das war vor Wochen gewesen, daß Mützell so zu Leopold Treibel gesprochen hatte. Beide standen überhaupt auf einem Plauderfuß; was aber für Leopold noch angenehmer als diese Plauderei war, war, daß er über Dinge, die sich von selbst verstanden, gar nicht erst zu sprechen brauchte. Mützell, wenn er den jungen Treibel in das Lokal eintreten und über den frischgeharkten Kies hin auf seinen Platz in unmittelbarer Nähe des Wassers zuschreiten sah, salutierte bloß von fern und zog sich dann ohne weiteres in die Küche zurück, von der aus er nach drei Minuten mit einem Tablett, auf dem eine Tasse Kaffee mit ein paar englischen Biskuits und ein großes Glas Milch standen,

wieder unter den Frontbäumen erschien. Das große Glas Milch war die Hauptsache, denn Sanitätsrat Lohmeyer hatte nach der letzten Auskultation zur Kommerzienrätin gesagt: „Meine gnädigste Frau, noch hat es nichts zu bedeuten, aber man muß vorbeugen, dazu sind wir da; im übrigen ist unser Wissen Stückwerk. Also wenn ich bitten darf, so wenig Kaffee wie möglich und jeden Morgen ein Liter Milch."

(Fortsetzung folgt.)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von Margaret Laube.

(4. Fortsetzung.) ———

Noch zwei Minuten bis eins! Durch die Stubentür kommt jetzt Herr Lemme ins Eßzimmer und sieht sich suchend um. Als er Gipsy nicht findet, geht er unruhig an das zweite Fenster, um auch dort die Gardinen zurückzuschlagen. „Sie kommt!" ruft er im selben Augenblick. Aufatmend hastet Frau Lemme über den Flur in die Küche, wo Hannchen bereits die Kartoffeln abgießt. „Gib das Mehl heraus, Hannchen! Das müßtest du doch eigentlich auch schon wissen, daß Mehl zur Sauce gehört! Nein, den kleineren Löffel! Ist er nicht da? — Er muß da sein! Siehst du wohl!"

Inzwischen hat Vater Lemme am Fenster einige eifrige Ruderbewegungen über der Edeltanne und dem Eisgewächs gemacht, die wohl unten in der Merseburger Straße erwidert worden sind, denn er lächelt freudig vor sich hin und bringt die Gardinen wieder in ihre alte Lage.

Im Treppenhaus ist jetzt ein durchdringendes Pfeifen zu hören, das, sowie die Haustür sich geschlossen hat, in nächster Nähe in halblauten Gesang übergeht. Dazu treten die Kreppsohlenschuhe einen Takt, der sich als leises Klirren den Porzellanvasen und Figuren mitteilt, die auf dem Klavier bei der Tür stehen. Albertus Lemme zieht die Brauen hoch: wenn Mutter es nur nicht in der Küche hört, sie kann sich garnicht an Gipsys Pfeifen und Singen gewöhnen!

Aber Gipsy schweigt schon. Als der Regulator ausholt zum Schlagen, erscheint sie unter der Tür. Das bräunliche Gesicht ist gerötet, sie atmet lebhaft, und die Frische des durchwehten Herbsttages strahlt, vermischt mit ihrer gesunden, nach englischer Seife duftenden Wärme, von ihr aus.

„Gut amüsiert, mein Kind?" fragt Herr Lemme und hält die kalte Hand einen Augenblick fest.

„Amüsiert? Gearbeitet, Onkelchen. Und wie! — Dieser Ingenieur Münch vom Hüttenwerk hat ein Backhand, einfach fabelhaft! Aber ich lerne es noch!" Sie streift den Ärmel ihres Pullovers zurück. Sieh her! Dieser Muskel ist nicht kräftig genug. Daran liegt es, sagt er! Er schlug vor, ihn zu massieren, aber das ist so langweilig. Es muß auch so gehen."

Herr Lemme sieht besorgt zur Tür. „Wird auf dem Tennisplatz auch massiert, Gipsy?"

Gipsy lacht. „Nee! Eigentlich nicht. Wäre gut, wenn's so wäre! Diesen pompösen Einfall hatte bloß Münch."

„Aber du wirst dich nicht von diesem Herrn massieren lassen, nicht wahr, mein Kind?"

„Bewahre, Onkelchen. Mach nicht solch erschrockenes Gesicht! Dazu hat er gar keine Zeit."

„Aber wenn er Zeit hätte, Gipsy —"

„Ja, wer weiß, Onkel Albert. In Schweden zum Beispiel mußt du dich von einem Mädel massieren lassen, und in Rumänien gibt es auch keine männlichen Badewärter. Papa hat sich halb totgelacht in Laku Sarat, als eine bildschöne Bessaraberin ihn absolut wie ein Wickelkind ausziehen wollte und auch nicht davon abzubringen war, ihm die Schultern im Schlammbad eigenhändig immer wieder mit dem schwarzen Zeug zu bedecken. Tja!"

„Recht wunderliche und unangenehme Situation", murmelt Albert Lemme und nimmt seinen Platz am Tisch ein.

„Wieso unangenehm?"

Gipsy zieht ihren Mund bis an die Ohren; sie hat dann Ähnlichkeit mit einem Frosch und weiß es. Wenn sie sich sehr abmüht, wird dieser Effekt erreicht. In diesem Augenblick gelingt er ihr bis zur Vollendung.

Onkel Albert wird einer Antwort enthoben, denn Frau Lemme tritt ins Zimmer, in ihrer Spur Hannchen mit den Schüsseln.

„Gesegnete Mahlzeit!"

„Mahlzeit!"

„Ich hab' Kohldampf!"

„Liebe Gipsy!"

„Entschuldige, Tante Minna. Ich dachte, ich wäre zu Hause."

Das ist boshaft von Gipsy. Es tut ihr auch sofort leid. Sie hat schon erfahren können in diesen acht Sandershäuser Tagen, daß nichts Frau Lemme empfindlicher kränken kann, als sie merken zu lassen, daß ihr Pflegekind sich nicht zu Hause bei ihr fühlt.

„Ich kann mir nicht denken, mein Kind, daß deine Eltern einen vulgären Jargon im Mund ihrer erwachsenen Tochter lieben", sagt sie langsam, und die Röte der Erregung kriecht an ihrem Halse hinauf bis in die dichten grauen Haare im Nacken.

Gipsy springt jäh auf, rennt um den Tisch und faßt sie um die Schultern. „Nicht böse", bittet sie heftig. Frau Lemme weiß schon, daß Gipsys Bitten mehr wie Befehle klingen, aber sie hat Herz genug, diesen Ton von wirklichen Unverschämtheiten zu unterscheiden.

„Iß weiter, Gipsy", sagt sie freundlich. Gipsy setzt sich beruhigt wieder an ihren Platz. Und nun kann Onkel Albert erzählen, wie viele Bauern heute wieder in der Apotheke waren, die etwas gegen Rheumatismus haben wollten. Gipsy hat Mühe, hierbei ruhig weiter zu essen, denn Onkel Albert entwickelt auf diesem seinem eigensten Gebiet einen skurrilen und aufreizenden Humor. Die Konsultationen der Landleute unten in der Apotheke können Gipsy sogar stundenlang vom Tennisplatz fernhalten. Sie hockt dann hinter der Theke, um die Kunden nicht durch ihre Grimassen zu verscheuchen, die ohne ihren Willen sich bis zu diabolischer Freude steigern.

Jetzt, wo das Korn unter Dach und die Kartoffelernte beinah beendet ist, kommt das Leiden der Bauern zum Vorschein. Und Gipsy kann jeden Mittag auf eine drastischwunderbare Krankheitsschilderung von Onkel Albert rechnen. Es ist die Frage, wer sich bei dieser Vorführung mehr amüsiert, Gipsy oder der Apotheker. Es ist ebensosehr die Frage, ob alle diese Geschichten sich wirklich ereignet haben, oder ob Onkel Albert gelegentlich alte Erlebnisse oder auch eine bei ihm niemals entdeckte Phantasie zu Hilfe nimmt, nur um das fröhliche Gelächter des Kobolds an seinem Tisch zu hören. Frau Minna muß eingreifen, sonst vergessen beide das Essen. Und es besteht auch Gefahr, daß die soeben gerügten vulgären Ausdrücke wieder um sich greifen. In diesem Punkt ist sogar Albert unbedacht und läßt sich gehen.

„Heute nachmittag müssen wir einen Besuch bei Dr. Winters machen", verkündet Frau Lemme, um der Imitation des thüringischen Landdialekts, dem sich Albert mit großer Gründlichkeit wieder hingibt, ein Ende zu machen. Aber Gipsy hört nicht, was sie sagt. Sie hat beide Hände gegen ihren Leib gedrückt und windet sich in geräuschlosem Lachen. Auf einmal spingt das Vergnügen vulkanisch aus ihr heraus: „Mieren — kreetschbüttel — — himmlisch!" stöhnt sie und wischt sich mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen.

„Jawohl, Gipsy. Das ist ein kleiner Junge, der in den Möhren herumkreetscht, das heißt herumsteigt, und dessen Beine infolgedessen dieBogenform angenommen haben, die er benötigt, um über die Möhrenpflanzen hinwegzukommen. Kind, Kind, tu dir keinen Schaden!"

Frau Lemme sieht kopfschüttelnd von einem zum anderen. In den letzten Monaten ist hier zusammengenommen nicht soviel gelacht worden wie jetzt an einem Tag. Gretchen mit ihrem melancholischen und leidenden Gesicht hat dem Haus einen freudlosen Stempel aufgezwungen. Das arme Kind! Ob es wohl noch immer so leidet — —

Gipsy hat sich ausgelacht. Sie ist völlig erschöpft und sitzt mit gelösten Zügen da, zufrieden und ermattet

„Halte dich bereit, Gipsy, daß wir um drei zu Winters gehen können."

Gipsy nickt gleichgültig. Die Besuche sind ja wohl nicht zu umgehen. Man sitzt auf Stühlen der guten Stube herum, beantwortet lauter Dinge, die einen nicht interessieren und tobt innerlich über die schöne Zeit, die auf dem Tennisplatz oder sonstwie besser verwendet werden könnte.

Sonstwie! Sie ist noch nicht bei Wolfgang Hessel gewesen!

„Muß ich unbedingt mit zu Winters?"

„Mein liebes Kindchen, es sind unsere ältesten Freunde, außerordentlich geachtete und liebe Menschen! Es ist keine Frage, daß sie auf unseren Besuch schon seit Tagen rechnen."

„Gut. — Es ist ein Nachmittagsbesuch, nicht wahr?"

„Ja. Aber warum meinst du?"

„Oh, nur so. Ich habe noch eine Besorgung zu machen."

Sie sieht nicht mitteilsam aus und erhebt sich auch unerwartet, um Hannchen beim Abtragen der Schüsseln zu helfen. Das tut sie sonst nicht, und Frau Lemme sieht erstaunt und etwas ängstlich ihren raschen Bewegungen zu, die Teller und Schalen aufeinanderhäufen, um sie blitzschnell hinauszubalancieren.

Sie legt die Arme auf den Tisch und seufzt leise. Dabei trifft ihr Blick den ihres Mannes. „Sie ist kein klarer, offener Charakter, Albert. Ich fürchte —"

„Ach, fürchte nicht, Mutter."

„Wie leichtsinnig du das sagst, Vater. So kenne ich dich gar nicht. Ich glaube, du willst Partei ergreifen für Gipsy!"

„Nein, Mutter. Aber ich entdecke kein Falsch an ihr. Und das ist etwas, was einem nicht oft begegnet."

Frau Lemme setzt sich gerade auf, und ihre Stimme wird kühl. „Darüber bin ich mir noch nicht so klar wie du, Albert."

Albertus Lemme schweigt. Er nimmt das Morgenblatt vom Nähtisch, lehnt sich in den Stuhl am Fenster zurück und läßt die Augen über die Annoncenseite wandern. Es ist dies das einfachste Mittel zum Einschlafen für ihn. Nach wenigen Minuten liegt die Zeitung auf seinen Knien, und Frau Minna geht, so leise wie sie eben kann, aus dem Zimmer.

Um drei sieht Apotheker Lemme von seinem Fenster aus die beiden ungleichen Gestalten die Merseburger Straße hinaufgehen. Gipsy hat ein Besuchskleid an und darüber ihren neuen Wintermantel. Sie sieht viel älter aus unter dem dicken Opossumkragen, der bis zur Scheitelhöhe hinaufreicht, wo eine winzige graue Kappe aus Filz sitzt. Auch seine Frau hat ihren Skunks hervorgeholt. Sie geht breit und stattlich neben Gipsy, die kleiner ist als sie und so schmal, daß Herr Lemme irgendwie davon gerührt wird.

Er entwickelt ein seltsames Talent, Gipsys Frechheiten zu vergessen, und es ist reiner Honig, den er aus dieser, seiner Frau so zweifelhaften kleinen Pflanze saugt.

Nach zwei Stunden kommt Frau Lemme allein denselben Weg zurück. Auf ihren Backenknochen glühen zwei rote Flecke, und sie geht schneller als sonst. Sie betritt das Haus auch nicht durch die Haustür, sondern geht zur Ecktür der Apotheke. Der Provisor ist hinten beschäftigt, sie trifft ihren Mann allein an.

„Ist etwas passiert, Minna? Du siehst so erregt aus!"

Frau Lemme muß sich erst setzen. Sie ist hastiger gegangen als sie darf, und eine Schwäche in den Knien zieht sie förmlich zu Boden. (Fortsetzung folgt.)

Das Volk ohne Vergangenheit.

Kürzlich ist ein unbekanntes Volk, die Jassaien, in der kleinen Republik Aserbeidschan in Transkaukasien entdeckt worden. Die Jassaien wohnen im Norden des Landes, im Gebiet Sakataly, doch hat die finstere Schlucht, in der ihre Siedlungen sich befinden, keinen Namen. Auch die Siedlungen selbst haben bis jetzt noch keinen Namen erhalten. Die Nachbarn nennen das Volk einfach: „Das Volk der Jungern" oder „das Volk, das seine Vergangenheit nicht kennt", denn die Jassaien wissen nichts von ihrer Vergangenheit. Sie haben überhaupt keine, ebenso wie sie keine Verwaltung, keine Obrigkeit und selbstverständlich keine Schrift haben. Nur einige Überlieferungen bestimmen das Leben der Jassaien. Danach dürfen die Hände des Mannes aus dem Volke der Jassaien keine Arbeit verrichten.

„Unsere Väter haben nicht gearbeitet, und wir dürfen auch nicht arbeiten", pflegen die Jassaien zu sagen. Und sie arbeiten auch tatsächlich nicht. Den ganzen Tag verbringen sie ausgestreckt unter großen Nußbäumen, blicken zum Himmel empor und denken nach über die Weisheit ihrer Vorfahren.

Die Arbeit, jede Arbeit gehört ausschließlich in den Bereich der Frau. Und die Frau ist auch die erste, die dem Manne die Arbeit verbietet, die ihn, wenn er zu arbeiten beginnt, verstößt und verspottet, denn: „Es ist eine Beleidigung für eine Frau, wenn ihr Mann arbeitet", sagt die jassaiische Weisheit. In der finsteren Schlucht, in den kleinen, ärmlichen Jassaienhütten, im Wald und am Fluß sieht man die Jassaienfrauen arbeiten. Sie verhüllen nicht ihr Antlitz wie die anderen Frauen im Orient, sie tragen einen Dolch und eine Axt und sind kriegerischer als die Männer der Nachbarvölker. Wehe dem, der sie oder ihren Mann überfällt!

Ritterlich verteidigt dann die Frau ihren Nichtstuer. Es scheint, daß alles Weibliche den Frauen der Jassaien fern ist. Wenn sie das Allerweiblichste tun, ein Kind zur Welt zu bringen, so verstecken sie sich im Walde vor den Augen der Mitmenschen; sogar ihr Mann darf ihnen nicht folgen, denn sie sind „mundar" (schmutzig).

Nur einmal im Jahre darf der Jassai arbeiten, das ist am Tage vor dem Neujahrsfest. Dann nimmt er die Waffen seiner Frau, geht zur Jagd und legt beim Heimkehren das erschlagene Wild zu ihren Füßen, als Dank für die Arbeit des Jahres.

Dann streckt er sich wieder unter den Zweigen des Nußbaumes aus, bis das Jahr wieder um ist.

Die Frau, die die Waffen trägt, sucht sich selbst ihren zukünftigen Gatten aus, macht ihm den Heiratsantrag. Auch weigert sie sich, das Geringste ihrer Rechte und Pflichten dem Manne abzutreten. Einsam und in sich verschlossen lebt sie in ihren Siedlungen in der finsteren Schlucht bei Sakataly.

Es kann aber vorkommen, daß die glückliche Ehe der Frau überdrüssig wird, und dann kommt es zur Scheidung. Nichts ist einfacher, als sich in der Schlucht der Jassaien scheiden zu lassen. Zwei Zeugen werden gerufen, und die Gattin sagt in deren Gegenwart: „Vir talach, iki tala ütscht talach", das heißt: „Geh von mir zum erstenmal, zum zweitenmal, zum drittenmal", und die Ehe ist rechtmäßig geschieden. Denn das Gesetz der Väter sagt: „Es ist eine Sünde, mit dem Manne zu leben, dessen man überdrüssig geworden ist."



Bunte Chronik



* **Nachklang der Tragödie von Meyerling.** Auf seinem Schlosse Leesdorf in Niederösterreich ist vor einiger Zeit der Baron Heinrich Baltazzi gestorben. Baron Baltazzi war ein Onkel der unglücklichen Baroneß Maria Vetsera, die im Jahre 1889 gemeinsam mit dem Kronprinzen Rudolf von Meyerling aus dem Leben schied. An dieser Tragödie war der verstorbene Baron Baltazzi beteiligt, denn er war es, dem der Befehl erteilt wurde, den Leichnam der Maria Vetsera, vollkommen angekleidet, als wenn sie lebte, in einem Wagen durch einen rasenden Schneesturm nach dem Kloster Heiligenkreuz zu bringen, wo sie dann in aller Stille von den Mönchen beigesetzt wurde. Die Rolle, welche die drei Brüder Baltazzi überhaupt in dieser Tragödie gespielt haben, ist niemals völlig aufgeklärt worden, jedenfalls wurden sie auf Befehl des Kaisers Franz Joseph für lange Jahre aus Österreich verbannt und erhielten erst auf die Fürsprache wieder die Erlaubnis, in ihr Heimatland zurückzukehren.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.